

Klaus Schäfer

Nochmals: Zum Thema Priestergruppen

Sehr verehrter, lieber Herr Professor Rahner,

für Ihren Brief über „Chancen der Priestergruppen“ im Märzheft der „Stimmen der Zeit“¹ danken wir Ihnen herzlich. Wir – das sind meine Freunde in den Priestergruppen, die Sprecher und der Hauptausschuß der Arbeitsgemeinschaft von Priestergruppen in der Bundesrepublik Deutschland. In ihrem Namen beantworte ich Ihren Brief. Längst haben wir Ihnen für das Interesse zu danken, mit dem Sie unsere Versuche nicht erst seit Chur und Rom kritisch begleitet haben. Mit Ihrem Brief haben Sie sich nun erneut Zeit für uns genommen. Ihre Kritik und Ihr Rat haben uns geholfen. Nehmen Sie bitte unsere Antwort als Zeichen unseres Dankes.

In dieser Antwort wollen wir nochmals feststellen, was zwischen Ihnen und uns nicht strittig ist, und anschließend auf Ihre Anfragen eingehen. Vorher möchte ich Absicht und Grenze meines Artikels vom Januar nochmals verdeutlichen. Ich wollte weder über Motive und Arbeit der Priestergruppen berichten noch programmatisch darstellen, was die Gruppen wollen. Es sollte lediglich auf Zusammenhänge aufmerksam gemacht werden, in denen ich die Schwierigkeiten und Zielsetzungen der Gruppen sehe. Was die Priestergruppen sind, tun und wollen, versuchen andere Verlautbarungen zu zeigen, darunter auch die Texte und die Einführung der Rom-Dokumentation, auf die Sie eingangs verweisen. Mein Aufsatz kommentierte das, was das Bändchen dokumentiert, durch Überlegungen über Zusammenhänge, die mir wichtig scheinen.

Was Sie zur *Berechtigung und Funktion von Priestergruppen* sagen, geht vielen Katholiken schwer ein. Mit Recht erwarten Sie von uns, daß wir unsere Arbeit geduldig erläutern. Deshalb formuliere ich zunächst nochmals die Grundsätze, in denen Sie mit uns einig gehen, und ziehe dann die Linie der grundsätzlichen Überlegungen etwas weiter aus.

Einig sind Sie und wir darin, daß es in der Kirche spontane Gruppenbildung von unten geben kann und geben darf. Solche Gruppen dürfen ihre Meinung öffentlich äußern. Sie dürfen sich durch Vorschläge und Aktionen für ihre Ziele einsetzen. Gegenwärtig braucht die Kirche derartige Basisgruppen. Ohne sie kommt es nicht zur Bildung einer öffentlichen Meinung in der Kirche. Ohne Basisgruppen stagnieren die amtlichen

¹ 185 (1970) 172–180.

Räte, fehlt es an Impulsen. Gruppen dieser Art können zu Recht bestehen und Gutes leisten, obwohl der zuständige Bischof mit ihrem Stil nicht einverstanden ist und die Gruppen ablehnt. Sollten Bischöfe und Papst Basisgruppen verurteilen und exkommunizieren, dann müßten solche Maßnahmen nicht von vornherein unbefragt als letztes Wort hingenommen werden. Recht und Unrecht derartiger Gruppen hängen nicht von solchen Stellungnahmen ab. Entscheidend ist vielmehr, ob die Gruppe versucht, sich christlich zu verhalten. Sie muß um der Gemeinschaft des Glaubens willen das Gespräch mit den Bischöfen suchen. Sie darf weder mit Schisma drohen noch moralisch aburteilen. Sie darf in Konfliktsituationen das Gespräch nicht abbrechen, sondern muß es in ehrlicher Auseinandersetzung weiterführen. Sie muß sich auf die Menschen einstellen, die sie zu überzeugen sucht. Die Gruppen müssen ihre Ziele geduldig und ausdauernd verfolgen. Dabei brauchen sie sich nicht darauf beschränken, zu argumentieren und dann zu warten, bis die Argumente schließlich vom Gesprächspartner eingesehen und übernommen werden. Die Gruppen können vielmehr da, wo sich das als sachlich notwendig erweisen läßt, handeln und Tatsachen schaffen.

Lassen Sie uns von diesen Grundsätzen aus noch einige Schritte in den Bereich der Einzelprinzipien machen. Zumindest einen Grundsatz kann man mit seinen Folgerungen auch auf andere Gruppen in der Kirche anwenden: Die Gruppe muß versuchen, sich christlich zu verhalten. Sie muß den Willen zum Kontakt, die Gesprächsbereitschaft, den Verzicht auf Gewalt, den Willen zur Ehrlichkeit der Auseinandersetzung aufbringen. Sie muß ihre Maßnahmen und Zielsetzungen begründen können und bereit sein, Rechenschaft über ihr Verhalten zu geben.

Angenommen nun, bestimmte Gruppen sind nachweislich durch ihre Position in der Kirche als einer Gruppe von Menschen, durch ihre Rolle in dieser Gemeinschaft – und damit durch die Struktur der kirchlichen Gemeinschaft selbst – daran gehindert, sich christlich und priesterlich zu betragen, wie soll sich dann eine christliche Basisgruppe dieser Gruppe und ihren Mitgliedern gegenüber verhalten? Diese Frage ist möglich, weil die Kirche eine Gesellschaft von Menschen, also ein soziales System ist, und weil deshalb Einrichtungen dieser Gesellschaft Menschen daran hindern können, christlich zu handeln. Da diese Feststellungen wichtig sind, dürfen wir sie erläutern. Unter einem „sozialen System“ verstehen wir ein Gefüge zwischenmenschlicher Beziehungen, das bestimmte Strukturen und Organe hat, durch die und mittels derer es die Beteiligten zu einem Ganzen zusammenfügt. Zu den „Strukturen“ gehören z. B. Einrichtungen, Rechtssätze und Verhaltensweisen, die stillschweigend praktiziert oder ausdrücklich gefordert, eingeübt und erlernt werden. Den verschiedenen Funktionen etwa der Selbsterhaltung, der Steuerung, der Anpassung an die Umwelt, der Zielsetzung, der Planung und Durchführung von Maßnahmen dienen amtliche Organe. Die Inhaber dieser Ämter müssen bestimmte Haltungen, Ansichten und Verhaltensweisen erlernen und praktizieren, die von ihrer Rolle im System vorgezeichnet sind. All dies gilt notwendig auch für die Kirche, die als Gesellschaft von Menschen mit Recht Strukturen und Ämter besitzt. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß die Kirche Einrichtungen, Rollen, Ordnungen

entwickelt, die „sündig“ sind². Es kann also sein, daß weder Machtgier noch Charakter-schwäche noch persönliche Vorliebe für das Hergebrachte, sondern die übernommene Rolle als solche es z. B. Bischöfen oder Männern der kirchlichen Verwaltung schwer macht, im oben beschriebenen Sinn christlich zu handeln. Daher unsere Frage: Wie verhält sich eine Priestergruppe Menschen gegenüber, die aus derartigen Rollen nicht mehr herauskönnen, weil sie sich selbst mit ihrer Rolle ineins setzen?

Vielleicht kann man allein von den von Ihnen und uns bejahten Grundsätzen aus diese Frage nicht eindeutig und für alle Beteiligten annehmbar beantworten. Vielleicht gibt es in diesem Sinn kein Rezept, nach dem man Konflikte dieser Art bewältigen könnte. Uns scheint, daß der eine Beteiligte sich auch dann um Kontakt, Gewaltverzicht und Ehrlichkeit der Auseinandersetzung bemühen muß, wenn andere all das nicht oder in zu geringem Maß aufzubringen vermögen. Je weniger also z. B. ein Bischof auf das hört, was an ihn herangetragen wird, desto öfter und öffentlicher muß man mit ihm zu reden suchen. Je autoritärer eine Bischofskonferenz entscheidet, desto sachlicher und unbeeinträchtigt muß man argumentieren und handeln. „Sollten diese Versuche umsonst sein, so müßte die Arbeit dennoch fortgesetzt werden.“³ Es kann uns nicht darum gehen, Gegner fertigzumachen. Es geht uns darum, das soziale System Kirche mit christlichen Mitteln zu ändern, soweit das nötig ist. Wir wollen Strukturen und Funktionen nicht abschaffen, sondern dahin verändern, daß das System den Zweck erfüllt, den es hat.

Verehrter Herr Professor Rahner, Sie melden zu mehreren Punkten meines Artikels Kritik an. Ich möchte versuchen, über diese Punkte in der Reihenfolge Ihrer Anfragen Rechenschaft zu geben.

Ihre erste Gruppe von Bedenken läuft auf den Wunsch nach mehr Theologie hinaus. Sie beginnt mit einem Hinweis auf den „soziologischen Trend“ meines Artikels. Wir hören oft – nicht von Ihnen – den Vorwurf, die Priestergruppen vergäßen über der Soziologie das eigentlich Christliche, sie ersetzten die frohe Botschaft durch Gesellschaftskritik. Dieser Vorwurf ist falsch. Ein Blick in die Texte der Rom-Dokumentation zeigt, daß die Priestergruppen Impulse des Evangeliums aufzugreifen versuchen⁴. Dieser Versuch schließt die Bemühung um das eigentlich Christliche notwendig ein. Da es den Gruppen vor allem auch um Änderungen der Gemeindestrukturen und der Seelsorge geht, suchen sie Kontakt zu Kirchensoziologen und Fachleuten für Erwachsenenbildung

² Das haben Sie in Ihrem Vortrag bei der Jahresfeier der Katholischen Akademie in Bayern unter dem Titel „Freiheit und Manipulation in der Kirche“ gezeigt: „Es muß aber betont werden, daß es auch im Institutionellen der Kirche durchaus so etwas wie eine sündige Manipulation gibt. Nicht nur in dem Sinn, daß Institutionelles in seiner Existenz unter subjektiver Schuld (der lieblosen Härte, des ungerechten Drangs zur Uniformität usw.) entstanden ist, sondern auch in dem Sinn, daß dieses Institutionelle in diesem oder jenem seiner Momente und letztlich ohne eine adäquate Trennbarkeit durch die Sünde mitgeprägt ist.“ (Publik Nr. 12 vom 20. 3. 1970, 23.)

³ Eine freie Kirche für eine freie Welt. Delegiertenkonferenz europäischer Priestergruppen Rom 10.–16. Oktober 1969. Eine Dokumentation, hrsg. im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft von Priestergruppen in der Bundesrepublik Deutschland von M. Raske, K. Schäfer und N. Wetzel (Düsseldorf 1969) 21. Zitate und Verweise erfolgen von nun an mit der Abkürzung K, Seitenzahl.

⁴ Vgl. K 42, 48, 54, 66 ff., 100 f., 121, 128, 131 f., 153 ff.

und Gruppendynamik. „Soziologismus“ dürfte darin nur sehen, wer über die gegenwärtige differenzierte gesellschaftswissenschaftliche Forschung zu wenig weiß.

Weshalb und wozu – so fragen Sie, der Sie uns diesen Vorwurf nicht machen, mit Recht – dann aber die soziologisch bestimmte Betrachtungsweise? Sie ist mehr als nur ein Anzeichen dafür, daß die fortschreitende Vertrauenskrise zwischen den Großorganisationen und ihren Mitgliedern nun auch die Kirche erreicht hat. Sie soll zunächst einmal uns selber dabei helfen, uns von Bitterkeit, Enttäuschung, gefühlsbetonten Stellungnahmen und moralischen Werturteilen freizumachen. Sie soll uns ferner helfen, gegen „ad-hoc“-Theologie, gegen fahrlässiges und leichtfertiges Gerede und gegen den Mißbrauch christlicher Worte anzugehen. Es gibt diesen Mißbrauch oben und unten in der Kirche. Wir denken an Versuche, das Zölibatsgesetz zu begründen, an Bestimmungen der überlieferten katholischen Sexualmoral, an die derzeitige Gesetzgebung für ökumenische Ehen, an Versuche der Begründung der derzeitigen Kirchensteuerregelung, an Stellungnahmen zum Weg der niederländischen Kirche. Wir denken aber auch an leichtfertiges Daherreden in Predigten, an eine Haltung des bloßen Abschaffens, die daran hindert, an morgen zu denken und auf künftige Aufgaben hin zu verändern. Wir denken auch an die Auseinandersetzungen über manche Texte einzelner Delegationen und Teilgruppen auf der Versammlung europäischer Priestergruppen in Rom⁵. Wo immer schlechte Theologie benutzt wird, sei es von Amtsträgern oder spontanen Gruppen, sei es von eher beharrenden oder von zum Aufbruch drängenden Kreisen, da muß nach den Interessen gefragt werden, die hier „aufmöbliert“ werden.

Zum dritten weist unsere Betrachtungsweise darauf hin, daß wir alle zu wenig darüber wissen, was heute gesellschaftlich gesehen im Ganzen und in der Kirche vor sich geht. Theologische Lehren über die Kirche können Informationen nicht ersetzen, so wenig sie durch gesellschaftswissenschaftliche Forschung überflüssig würden. Es gibt noch zu wenig empirische Untersuchungen z. B. über die Erwartungen und Bedürfnisse der Kirchenmitglieder, über die verschiedenen Motive von „Kirchlichkeit“, über den Gehalt dieses Worts „Kirchlichkeit“, über die soziale Herkunft der Amtsträger, über die Maßstäbe, die über den Zugang zum Bischofsamt entscheiden, über Entwicklungen des religiösen Bewußtseins in den verschiedenen Gruppen von „Abseitsstehenden“, über die Gründe der wachsenden Kirchenmüdigkeit der Bundesbürger. Hinzu kommt, daß die vorhandenen Untersuchungen kaum zur Kenntnis genommen werden. Die Kirchenleitungen scheinen durch ihre Funktion daran gehindert zu sein, Informationen aufzunehmen, die zur Veränderung des Systems führen müßten. Deshalb können sie nicht planen, was morgen zu tun sein wird.

Schließlich und vor allem geht unsere Betrachtungsweise davon aus, daß die Kirche wie jedes andere soziale System feste Formen der Herrschaft mancher ihrer Mitglieder über andere Mitglieder entwickelt hat. Das ist weder vermeidbar noch schlecht⁶.

⁵ Vgl. K 95–97, 106–116.

⁶ Auch dazu haben Sie in Ihrem in Anm. 2 zitierten Vortrag das Nötige gesagt.

Schlecht daran ist, daß die gegenwärtig angewandten Herrschaftsmechanismen dem widersprechen, was den Zweck der Kirche darstellt: dem Dienst an der Sache Jesu. Vertreter kirchlicher Einrichtungen erziehen Kirchenmitglieder vom Kindergarten bis zum Frauenbund oder Männerwerk, vom Religionsunterricht bis zum Priesterseminar dazu, menschliche – oft frühkindliche – Erwartungen auf die Organisation und deren Amtsträger zu übertragen. Diese Erziehung kann zu einer Ichschwäche führen, die ihrerseits wieder von vielen Katholiken dadurch ausgeglichen wird, daß sie sich der Institution seelisch und geistig überantworten. Diesen Katholiken fällt es schwer, die anerzogenen Erwartungen und die verinnerlichten Verhaltensweisen später wieder abzubauen. Sie wollen weiter bei der Mutter Kirche geborgen sein, erwarten die Führung durch den Vater Bischof und die Wegweisung durch den Heiligen Vater. Sie bleiben autoritätsgläubig und mißtrauisch allem Fremden gegenüber. Das erschwert es diesen Katholiken, für die verantwortliche Mitarbeit in der Gemeinde und in den Einrichtungen der Kirche frei zu werden.

Die Kirche als soziales System erhält sich also durch Herrschaftsmechanismen, die Freiheit behindern, wenn man unter Freiheit die Lösung aus falschen Bindungen, das Aufarbeiten überholter Konfliktsituationen und die Beweglichkeit versteht, mit der ein Mensch sich auf institutionalisierte kritische Mitverantwortung einzulassen vermag. Die Rede vom „mündigen Christen“ verdeckt diese Unfreiheit eher, als daß sie etwas an ihr ändert. Auch Aufrufe an das Gewissen der Katholiken tragen zum Abbau der falschen Herrschaftsform nicht viel bei. Denn auch Gewissensbildung kann Angst, Abhängigkeit und Systemtreue fördern. Wir reden verfremdend, weil wir hoffen, dadurch zur Enttäuschung und zur Ausbreitung kritischer Mitverantwortung in der Kirche beizutragen. Es geht uns um jene gesellschaftlich und kirchlich fruchtbare Freiheit, die zwar nicht den vollen biblischen Begriff christlicher Freiheit ausmacht, aber grundsätzlich und untrennbar mit zu diesem vollen Begriff gehört.

Sie bangen, verehrter Herr Professor Rahner, in dieser Einstellung und Redeweise könne das Christliche verkürzt werden. Ihre Befürchtung bezieht sich auch auf die Rede von der „Sache Jesu“. Diese Besorgnis begegnet uns oft nicht als Frage an uns – also nicht so wie in Ihrem Brief –, sondern als Vorwurf des „bloßen Humanismus“ und „Horizontalismus“. Wer bei uns das eigentlich Christliche vermißt, von dem kann man erwarten, daß er es kennt und verständlich und genau erklären kann. Ob alle, die uns solche Vorwürfe machen, genau sagen können, was sie meinen, kann hier offenbleiben. Hier geht es um die „Sache Jesu“. Was ist gemeint?

Das Stichwort entstammt der Bemühung der Neutestamentler um den historischen Jesus und seine Auferstehung. Es steht für das, was Jesus von Nazareth durch sein Verhalten verkörpert und durch sein Wort ausgesprochen hat, für das, wofür er gestorben ist. Früher hätte man vielleicht vom Werk Christi gesprochen. Der Ausdruck „die Sache Jesu“ ist begrenzt wie jeder andere. Wenn wir ihn aufgreifen, dann übernehmen wir dadurch weder die Auferstehungsdeutung von W. Marxsen noch irgendeine andere

Lehrmeinung. Wir halten dieses Stichwort lediglich für geeignet, das Geschehen zu bezeichnen, das Jesus in Gang gebracht hat. Die historisch-kritische Auslegung der authentischen Jesusüberlieferung kann diesem Stichwort einen hinreichend ausgewiesenen Inhalt geben. Sie sucht herauszufinden und zu deuten, was Jesus von seiner Umwelt – von Qumran, von der Aufstandsbewegung, von den Tempelpriestern, von den Fachleuten für Schriftauslegung, von frommen Laienbewegungen, vom Volksglauben der Menschen in Galiläa – unterscheidet. Wer so von der Sache Jesu spricht, für den ist es nicht gleichgültig, ob Jesus gelebt hat oder nicht⁷. Er muß vielmehr nachweisen können, daß er keine unbestimmt-folgenlose Leerformel benutzt. Er muß seine Darstellung der Sache Jesu geschichtswissenschaftlich verantworten können. Daß dabei Fragen offenbleiben und daß man die Sache von verschiedenen Ausgangspunkten und unter unterschiedlichem Blickwinkel untersuchen kann, gehört mit zur Bemühung um diese Sache.

In diesem Brief ging es schon mehrfach um Herrschaft und Freiheit. Deshalb versuchen wir, die „Sache Jesu“ unter diesem Gesichtspunkt zu erläutern. In der Einführung zu unserer Rom-Dokumentation formulierten wir, Jesus habe behauptet, „Gott werde Herr über die Welt, indem er den Verlorenen nahe sei“⁸. Die Sache Jesu kann als Solidarität mit den Opfern unrechter Herrschaft verstanden werden – eine Solidarität, die sowohl für Jesus als auch für die Menschen, die er von Angst, Krankheit, Schuld und Entfremdung befreit, der Vorschein, das Zeichen der Nähe der Herrschaft Gottes war. Man muß im Blick auf die authentische Überlieferung sagen, daß es Jesus jedenfalls auch um diese Solidarität geht, wenn er darauf hinweist, Gott werde Herr über unsere Welt werden. Diese Deutung kann sich auf manche Beobachtungen stützen. Jesus hat in Bildworten, Gleichnissen, in vielen Formen und Zusammenhängen von der Gottesherrschaft gesprochen. Zwar sind die Fachleute sich nicht darüber einig, wie die Aussage, die Gottesherrschaft sei nahe, genauer zu verstehen ist. Vollzieht sich der Herrschaftswechsel bereits? Beginnt er gerade? Steht er unmittelbar bevor? Deutlich ist jedoch, daß Jesus den Herrschaftsantritt Gottes und das eigene Auftreten aufeinander bezogen hat. Wenn er davon spricht, Gott werde Herr über die Welt, dann kommentiert er sein eigenes Verhalten und erläutert seinen Anspruch.

Dabei bestätigt Jesus nicht einfach die überlieferten Vorstellungen von Gott und Gottesherrschaft. Er fügt nicht gängigen Erwartungen noch die Nachricht hinzu, sie würden demnächst erfüllt. Vielmehr stellt und beantwortet Jesus die Frage, wer „Gott“ und was „Gottesherrschaft“ sei, neu. Wer hat das Recht, über die Menschen und ihre Welt zu herrschen? Darauf gibt Jesu Auftreten, Lebensstil, Tun und Reden eine unerwartete und zugleich verständliche, den Menschen aus dem Herzen gesprochene Antwort. Diese Antwort versucht Jesus ohne Berufung auf vorgegebene Autorität durch seinen Stil und seine Botschaft nahezubringen und mitzuteilen. Gott ist für ihn jene Wirklichkeit, die in seinem, Jesu, Verhalten zum Zug kommt.

⁷ Wir unterscheiden uns also sehr von jenem europäischen Theologieprofessor, für den sich am Christentum nichts ändert, wenn Jesus nicht gelebt hat (s. diese Zschr. 185 [1970] 178).

⁸ K 31.

Das Kennzeichen dieser Wirklichkeit: Sie macht den frei, der auf Jesus eingeht. Jesu Verhalten hat eine befreiende Wirkung auf Angehörige jener Gruppen, deren Mitglieder benachteiligt, rechtlos oder religiös-gesellschaftlich geächtet waren, so z. B. auf gesetzunkundige Menschen aus dem ungebildeten Volk, auf Kranke, die man als „Sünder“ verdächtigt, auf Kollaborateure der Besatzungsmacht, auf Menschen mit unehrenhaften Berufen, auf die gesellschaftlich und rechtlich schwer benachteiligten Frauen, auf Geistesranke, die aus der Gemeinschaft entfernt wurden. Jesus wendet sich vorbehaltlos allen zu, die Kontakt mit ihm suchen. Dadurch wendet er sich gegen das gesellschaftliche System, sofern es die Gebildeten, die Reichen, die Religionsdiener, die elitären Laiengruppen bevorzugt und ihre Herrschaft sichert. Jesus steht allen zu Verfügung. Dadurch nimmt er Partei für die, die in der Gesellschaft seiner Zeit und Umwelt bestimmten Herrschaftsmechanismen unterworfen und dadurch um ihre Menschenwürde betrogen werden. Er behauptet z. B., Gott habe den Sabbat für den Menschen geschaffen und nicht umgekehrt. Damit stellt Jesus Schöpfungsordnung gegen Gesetzesreligion. Darüber hinaus bestreitet er im Namen Gottes, daß Gesetzesausleger im Namen Gottes bestimmen dürfen, was andere Leute zu tun und zu lassen haben. Zugleich behauptet er damit, Gott gehe es darum, daß Menschen essen, wenn sie Hunger haben, daß sie gesund werden, soweit das geht. Gott möchte nach Jesu Meinung, daß niemand den Nachbarn hindert, als Mensch zu leben. Jeder darf und soll so frei sein, als Mensch zu leben. Diese Behauptung nimmt denen, die zur Zeit Jesu herrschten, eines ihrer Herrschaftsmittel – die Berufung auf Gott – aus der Hand. Wenn Jesus so handelt und redet, wenn Menschen darauf eingehen und sich nicht länger um ihre Freiheit und Würde betrügen lassen, dann ist nach Jesu Meinung ein Herrschaftswechsel in Sicht. Menschen werden durch das Gute zum Guten befreit. Darin greift eine Wirklichkeit nach der Macht, die als einzige das Recht hat, über Menschen und ihre Welt zu herrschen. Es ist die Wirklichkeit, die unter dem Namen Gott gemeint war und ist.

Diese Beobachtungen ließen sich ausweiten. Da ist Jesu Wort von den Friedensstiftern als Gottessöhnen; vielleicht können wir aus ihm schließen, daß Jesus die Aufstandsbewegung ablehnt. Wir haben seine Gleichnisse und können aus ihnen erheben, daß er zu Unvoreingenommenheit und Verständigung einlädt. Wir wissen, daß Jesus mit gesellschaftlich unmöglichen Menschen zusammen war und die Teilnehmer wie die Außenstehenden von Vorurteilen, Grenzziehungen und Exkommunikationen befreite.

Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang aber wichtiger, kurz auf den Bezug zwischen der Sache Jesu und seiner Auferstehung aus dem Tod einzugehen. Ostern bedeutet nicht nur für die Sache Jesu etwas. Es bedeutet auch etwas für Jesus als Person, für Gott, den er verkörpert, für uns und für unsere Welt. Jesus lebt kraft jener Wirklichkeit, die in seinem Wirken zum Zug kam. Diese Wirklichkeit kann also neues Leben geben; Gott fängt mit einem Menschen da neu an, wo es mit diesem Menschen aus und vorbei ist. Gott verliert also auch uns nicht, wenn wir unser Leben verlieren; er bleibt unser Herr und wird sich als unser Herr erweisen, indem er uns neues Leben gibt. Also geht auch unsere Welt auf etwas Neues zu, in dem Gott alles in allem sein wird.

Wenn das über Ostern gesagt ist, dann kann gefragt werden: Was bedeutet die Auferstehung Jesu für seine Sache, für die er starb? Mehr, als daß diese Sache nach Jesu Tod noch weitergeht. Der Gekreuzigte ist einigen seiner Anhänger nach seinem Tod als der begegnet, dem Gott neues Leben geschenkt hat. Das bedeutet einmal: Diesen Menschen wird klar, daß Jesus recht hatte. Wofür er eintrat, war richtig. Sein Sterben hat seine Sache nicht widerlegt. Was er verkörperte, war und ist wirklich Gott selbst. Die Erscheinungen des Auferweckten bedeuten zum zweiten: Jesu Sterben gehörte zu seiner Sache. Sie war und ist nicht anders zu haben als im Verzicht auf Gewalt, in Ohnmacht, in der Solidarität mit den Verachteten und Ausgestoßenen, im Einsatz des eigenen Lebens zugunsten derer, die unfrei und unwürdig leben und sterben. Und Ostern bedeutet für die Sache Jesu schließlich, daß man ihr weiterhin gemeinsam dienen muß, daß es nötig ist, sich für sie einzusetzen. An vielen Stellen im Neuen Testament wird erkennbar, wie die erste Generation, von der Sache Jesu überzeugt, ihr zu entsprechen und sie weiterzubringen versucht, also im Geist Jesu handelt. Sie gibt das Evangelium für Nichtjuden frei. Sie versteht die Feier des Gedächtnisses Jesu als Verpflichtung zu Solidarität und gegenseitiger Hilfeleistung. Die judenchristlichen Gemeinden erteilen der politischen Messiasoffnung und der Aufstandsbewegung vor dem jüdisch-römischen Krieg eine Absage und versuchen so, dem Frieden zu dienen.

Wir haben „die Sache Jesu“ ein Stück weit erläutert, um die Frage stellen zu können, die uns im Blick auf Ihren Wunsch nach „mehr Theologie“ für unseren Meinungsaustausch entscheidend scheint: Ist eine derartige Bemühung um die Sache Jesu – und damit, wie sich zeigte, um die Bestimmung des Worts „Gott“ – nicht eine rechtmäßige, ja notwendige Form eigentlich christlicher Theologie? Und wenn sie das ist, kann man dann als Theologe Theo-Logie und Bemühung um Freiheit im heutigen profanen Sinn einfach voneinander trennen? Kann man als Christ von Gott reden, ohne auf Unfreiheit und Unmenschlichkeit zu reagieren? Wenn ich z. B. über den dreifaltigen Gott nachdenke, dann besinne ich mich doch auf das Woher und Wohin des Wegs Jesu. Ich denke über die von Jesus verkörperte Wirklichkeit und über seinen Geist nach, der unser Leben bestimmen will. Denke ich also nicht auch über die „Gnade“ nach, auf Unrecht und Ausbeutung reagieren zu können, mich und andere aus Gleichgültigkeit und Unverbindlichkeit lösen zu können? Wäre das, worüber ich reden kann, ohne auf Menschenunfreundlichkeit in unserer Gesellschaft zu achten, überhaupt Gott, dessen Menschenfreundlichkeit in unserer Gesellschaft erscheinen möchte, da sie in Jesus erschienen ist? Sie fordern mit Recht, verehrter Herr Professor Rahner, der Dienst der Kirche müsse aus ihrer Wesensmitte heraus proklamiert werden. Besteht diese Mitte nicht darin, daß Menschen versuchen, zusammen der Sache Jesu zu dienen? Redet der, der nicht wenigstens versucht, sich diese Sache anzueignen, von „Gott“? Gehört also der Hinweis auf Unfreiheit und Entfremdung, auf Dinge, die wir nicht einfach hinnehmen können, der Hinweis auf Möglichkeiten, Menschen etwas mehr zu ihrem Recht zu verhelfen, nicht doch mit zur eigentlichen Theologie?

Die Priestergruppen haben und brauchen keine eigene Christologie und kein selbstgebasteltes Theologieverständnis. Sie brauchen Theologen, die solche und ähnliche Fragen hören, wo nötig korrigieren und dann stichhaltig beantworten. Wir erfinden unsere Fragen ja nicht am grünen Tisch. Wir taufen, hören Beicht, halten Trauungen, geben Religionsunterricht – und fragen: Ist mit all dem der Sache Jesu gedient? Wir reden auf der Kanzel, in der Schule, am Krankenbett, im Brautunterricht und am Sarg von Gott – und müssen uns immer wieder fragen: Wird da etwas von dem verständlich und erfahrbar, wovon Jesus sprach?

Wem solche Fragen kommen, der wird auch herausfinden wollen, was „Spiritualität“ für ihn bedeutet. Der wird sich fragen: Kenne ich Gott nur vom Hörensagen oder auch aus persönlicher Erfahrung? Gibt es solche Erfahrungen, und wo mache ich sie? Wie soll ich mich Gott gegenüber verhalten? Gehört ein Verhältnis zu Gott zum Leben des Christen?

Uns scheint es sinnvoll, Ihre berechtigte Frage, was der normale Christ jetzt noch an bisheriger Spiritualität tun könne, in den Zusammenhang dieser Fragen nach dem Gottesverhältnis zu stellen und dabei wiederum auf die Sache Jesu zurückzugehen. Man könnte zunächst einmal Gegenfragen stellen. Stellt sich das, was „noch geht“, nicht von selbst heraus, wenn man ehrlich ist? Geht es darum, etwas „noch“ zu tun, oder nicht vielmehr darum, wesentliche Dinge erst recht, aber eben verbindlicher und verständlicher zu tun? Aber solche Gegenfragen sind keine Antwort. Ihre Frage wäre auch durch Hinweise auf einzelne, für uns wichtige Christen (z. B. D. Bonhoeffer, Ch. de Foucauld, S. Weil) nicht beantwortet. Daher zunächst die Rückfrage: Gehört ein Gottesverhältnis zur Sache Jesu?

Jesus hat gebetet. Er hat sich damit der Herkunft seiner befreienden Freiheit, der Wirklichkeit Gottes, eigens und unmittelbar zugewandt. Die Überlieferung läßt darauf schließen, daß Jesus sich mit Gott über drei Fragen auseinandergesetzt hat. Wessen Wille soll im Leben Jesu geschehen? Wohin soll sein Weg ihn führen – zur Macht über Menschen oder zur Ohnmacht am Kreuz? Was kann Jesus von Gott erwarten? Das Neue Testament sagt, Jesus habe diese Fragen eindeutig beantwortet: Er habe sich Gott zur Verfügung gestellt, sich Gott anvertraut; er sei den Weg der Solidarität mit den Ohnmächtigen bis zum Ende gegangen. Diese Entscheidungen habe er im Gebet gefällt, eingeübt und ausgesprochen.

Diese Deutung hat an Jesus selbst Anhalt. Das zeigt vor allem die Anrede „Abba“, mit der Jesus das anspricht, was er vertritt. Daß er das eigens und ausdrücklich anspricht, was sein Leben bestimmt, ist an sich bereits nicht selbstverständlich. Die Erwartung, die er in dem Kinderwort „Abba“ ausspricht, versteht sich vollends nicht von selbst. Jesus traut dem, was er als Vater anspricht, zu, daß von ihm her etwas für die Menschen geschieht. Er traut, ja mutet es Gott zu, daß er für die Menschen da sein wolle. Diesem Gott überantwortet sich Jesus. Weil er alles von dieser Wirklichkeit erwartet, verlangt er nichts von ihr.

Damit wird deutlich: Jesus redet nicht zu einem übermenschlichen Jemand, den man

als den Gott des Tempels oder des Mosesgesetzes zu kennen meint. Vielmehr spricht er das Befreiende, das, was sein Leben bestimmt und ausfüllt, indem es Trennungen überwindet und Menschen zusammenführt, als Gott an. Jesus spricht nicht zu einem bereits bekannten höheren Wesen, das seiner Meinung nach auch die Eigenschaft hat, väterlich zu sein. Sein Verhalten zu Gott läßt sich nicht einfach in Aussagen über Gott übersetzen. Das angesprochene Gegenüber ist ihm auch nicht einfach nur vom Hörensagen bekannt; Jesus kennt es aus eigener Erfahrung. Dieses Gegenüber erweist sich im Tun und Reden Jesu als für andere gut. Es bewährt sich und überzeugt, indem es Menschen frei und glücklich macht. Deshalb ist es des Gehorsams, der Treue und des Vertrauens würdig.

Jesus war der Meinung, wer sich auf die Nähe der Gottesherrschaft einlasse, werde dadurch in ein Gottesverhältnis verwickelt. Wer also die Partei derer ergreift, die einem Herrschaftssystem zum Opfer fallen, wer am Abbau falscher Herrschaft mitarbeitet, der beginnt damit jener Wirklichkeit zu gehorchen, der durch seine Auflehnung gegen Entfremdung und Elend gedient ist. Wenn das wahr ist, dann läßt sich von daher Ihre Frage, verehrter Herr Professor Rahner, wenigstens formal ein Stück weit beantworten. Alles, was hellhörig, sachbezogen und situationsempfindlich macht, was den Blick weitert und schärft, was uns nicht gleichgültig sein läßt gegenüber Verdummung, Unrecht und Entfremdung, was uns vorurteilsloser, couragierter, kritikfähiger macht, was uns von Bequemlichkeit, Angst vor Gott, von falschen Gottesbildern, von Magie und religiösem Selbstschutz befreit, muß weiterhin und erst recht getan werden. Es gibt heute philosophische und historische Kritik der Religion. Es gibt Untersuchungen über die Untaten der christlichen Kirchen und ihrer amtlichen Vertreter. Es gibt die Tiefenpsychologie. Könnte nicht all das uns Fingerzeige geben, was an unserer Spiritualität Illusion, Selbsttäuschung oder falsches Bewußtsein ist? Zumindest können Einsichten und Anfragen dieser Art dazu beitragen, daß wir besser als bisher sehen, wie wenig sich Jesu Verhalten zu Gott von selber versteht.

Wir sollten weiterhin, ja erst recht das tun, was im Sinn Jesu nicht selbstverständlich ist. Von da her kommen wir einer inhaltlich bestimmten Antwort auf Ihre Frage vielleicht etwas näher. Uns scheint, der Versuch, im Sinn Jesu mit Gott zu reden, sollte den Vorrang vor allem anderen haben. Die Wirklichkeit, die Jesus „Abba“ nannte, wird totgesagt. Viele Menschen merken nichts davon, daß es sie gibt. Nur derjenige, dem es um die Sache Jesu geht und der sich darauf verläßt, daß Jesus wußte, mit wem er damals sprach, wird den Versuch für sinnvoll halten und unternehmen, sich mit menschlichen Worten an diese Wirklichkeit zu wenden. Wie wir in diesem Sinn beten sollten, so sollten wir weiterhin in der Eucharistie und in anderen Gottesdiensten auf Jesus zurückkommen und uns mit ihm auseinandersetzen. Wir müssen dem Geist Gottes in den Menschen vielleicht mehr als bisher zutrauen und darauf achten, daß weder wir noch andere ihn auslöschen. Wir müssen weiterhin verantworten, was wir falsch machen, und zugleich Gott für wichtiger halten als unsere Fehler und Leistungen; für beides müssen wir angemessene Formen des Bekenntnisses und der Vergebung finden. Pfarrer

und Kapläne können sich weiterhin und erst recht vor Gott mit den Menschen befassen, mit denen sie es zu tun haben. Sie können versuchen, noch mehr und besser zuzuhören, sich den Fragen der Erwachsenen und dem geistlichen Gespräch auszusetzen. Sie können die Kunst weiterentwickeln, Zeit für Menschen zu haben. Sie können sich noch mehr Mühe geben, verbindlich und vernünftig zu predigen. Sie können sich auf die Seite derer stellen, die gesellschaftlich und kirchlich zu kurz kommen, vernachlässigt oder links liegen gelassen werden.

Mit diesen Hinweisen ist Ihre Frage danach, was wir jetzt an Spiritualität noch praktizieren können, nicht ausreichend beantwortet. Viele Mitglieder unserer Gruppen experimentieren zusammen mit Jugendlichen, Studenten und Kreisen junger Familien. Was dabei erarbeitet wird, läßt manchmal etwas von der gesuchten Spiritualität erkennen und wird zum Impuls auch für den Gemeindegottesdienst. So haben vielen z. B. H. Oosterhuis' „Ganz nah ist dein Wort“ oder A. Schillings „Kanongebete und Fürbitten“ geholfen, selber nach verbindlichen und verständlichen Worten und Gesten im Gemeindegottesdienst, Jugendgottesdienst, bei Eucharistiefeiern im kleinen Kreis und in Bußfeiern zu suchen. Wir wissen, daß sowohl im Blick auf den Gottesdienst der Gemeinden als auch im Blick auf den einzelnen noch vieles offen bleibt. Wir können nichts anderes tun als uns bemühen, im Glauben weiterzukommen. „Vielleicht ist das, was sich dabei einstellt, arm, wortkarg und unbequem.“⁹ Uns würde genügen, wenn es christlich ist.

Die zweite Reihe Ihrer Fragen und Überlegungen betrifft den *Stil* und die *Aufgaben* der Priestergruppen. In diesem Zusammenhang bin ich Ihnen zunächst einmal Rechenschaft darüber schuldig, was mit dem Ausdruck „*radikale Reform*“ gemeint ist.

Wir meinen, die Kirche müsse von ihrer Wurzel her verändert werden. Christliche Gemeinden entstanden, als nach Jesu Tod Menschen zusammenkamen, um gemeinsam der Sache zu dienen, die sich ihnen an Ostern als richtig erwiesen hatte. Diesen Menschen ging es um das Verständnis und die Aneignung der Sache Jesu. Gemeinsam arbeiteten sie dafür, daß diese Sache wirksam wurde. Dieser Versuch – nicht seine historischen Bedingungen und Ausprägungen – ist für die Kirche und damit für uns verbindlich. Die Kirche von der Wurzel her erneuern heißt also dazu beitragen, daß sie und wir in ihr zum Dienst an der Sache Jesu fähig werden.

Wir meinen ferner, daß die jetzt notwendigen Veränderungen an die Wurzel gehen müssen. Änderungen der Organisation, der Verwaltungsverfahren, der Ausbildung der Führungskräfte, der Öffentlichkeitsarbeit, reichen nicht aus. Das kirchliche Bewußtsein, die Struktur des Gemeindelebens und die Kirchenverfassung müssen sich ändern. Drei Beispiele können zeigen, was wir damit meinen. Das Bewußtsein vieler Katholiken in den Gemeinden, im Klerus und in den Kirchenleitungen ist an der Vergangenheit orientiert, z. B. an vorneuzeitlichen Absolutheitsansprüchen, an vorindustriellen

⁹ K 31.

wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, an magischen Sakramentsvorstellungen und am Standesunterschied zwischen „Klerikern“ und „Laien“. Wir arbeiten darauf hin, daß Informationen über gegenwärtige Aufgaben und in Gang befindliche Entwicklungen das Bewußtsein wenigstens eines Teils der Katholiken in den Gemeinden und den Entscheidungsgremien bestimmen. Noch immer fällt ein kleiner Personenkreis „an der Spitze“ Entscheidungen in der Kirche. Dieser Personenkreis entscheidet oft ohne ausreichende Kenntnis davon, was die Katholiken in den Gemeinden denken und wollen. Sein Selbstverständnis, sein Lebensstil und sein Verhalten bringen die Gefahr mit sich, daß diese Männer sich von breiten Schichten der Bevölkerung und der Gemeindemitglieder absondern. Trotzdem sollen dann aber die Entscheidungen dieser isolierten „Spitze“ für alle Katholiken verbindlich sein. Verwaltungsbehörden brauchen keine Rechenschaft zu geben und berufen sich oft auf eine Verfassung, die Mitbestimmung und Mitverantwortung nicht vorsieht. Von der Erziehung zur Unmündigkeit als einem Mittel innerkirchlicher Herrschaft war schon die Rede.

Wir arbeiten um der Veränderung dieser Verhältnisse willen auf Meinungs-, Willens- und Gruppenbildung von unten hin. Viele Katholiken in den Kirchenbehörden und in den Gemeinden denken, es könne und dürfe sich in der Kirche nichts ändern. Die Unveränderlichkeit der Normen, der Verfassung, der Amtshandlungen und der gesellschaftlichen Positionen gilt als Wert. Wir arbeiten an der Veränderung der Mentalität und der Zustände, um dazu beizutragen, daß die Veränderbarkeit kirchlicher Dinge als notwendige Bedingung künftiger Regelungen erkannt wird. Denn nur solche sozialen Systeme sind heute und in Zukunft fähig, ihren Zweck zu erfüllen, die bereit und in der Lage sind, ihre Mentalität, ihre Lebensformen und ihre Entscheidungsverfahren selbsttätig immer weiter zu verändern. Die Kirche soll der Sache Jesu dienen. Sie soll also dazu beitragen, daß Gesprächsbereitschaft, Kontakt und der Wille zu gewaltloser Konfliktlösung zunehmen; sie muß Entwicklungen fördern, die mehr Menschen als bisher zu ihren Menschenrechten und damit zur Freiheit verhelfen. Nur eine offene, vom Austausch mit anderen Gruppen lebende und zur Veränderung ihrer selbst bereite Kirche wird fähig werden, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Veränderbarkeit um der Mitteilung der aufgetragenen Sache willen ist heute und morgen die allein sinnvolle Form von geschichtlichem Zusammenhang. Wir arbeiten darauf hin, daß das verstanden wird.

Gerade im Blick auf dieses letzte Beispiel anstehender „radikaler Reform“ könnten wir ebenso wie Sie davon sprechen, daß die Kirche ständiger Erneuerung bedarf. Wir unterschreiben den Satz, die Kirche müsse stets erneuert werden. Wir verstehen ihn wie Sie als Absage an die falsche Vorstellung, man könne und müsse die Idealkirche, die makellose Gemeinschaft der Elitechristen schaffen. Trotzdem reden wir darüber hinaus von „radikaler Reform“, um anzudeuten, wie sehr es an der Zeit ist, die Kirche von unten her grundlegend zu verändern. Wir träumen weder von einer institutionslosen Liebeskirche noch von einer Idealkirche, die von menschlichem Egoismus, von Unzulänglichkeit und Schäbigkeit frei wäre. Wir versuchen vielmehr Zustände zu

ändern, die wir nicht länger mitverschulden und mitverantworten können. Wir wissen, daß es dabei um Aufgaben geht, „die nie endgültig gelöst und nie überholt sind“¹⁰. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß diese Aufgaben in den siebziger Jahren angegangen werden müssen, wenn die Kirche die noch gegebene Chance nutzen will, der Sache Jesu in der Welt von morgen dienen zu können.

Was ich hier schreibe, klingt vielleicht wiederum großspurig, besserwisserisch und rücksichtslos. Vielleicht fühlen sich jene bestätigt, die uns als „Radikalinskis“ abtun oder als „zu radikal“ aus dem Weg gehen. Vielleicht vergrämt der Ton, den wir hier anschlagen, sowohl Christen, die unsere Arbeit nicht ohne Sympathie beobachten, als auch manche von denen, mit denen wir ins Gespräch kommen wollen und kommen müssen. Sie haben Recht, verehrter Herr Professor Rahner, wenn Sie uns nach unserem *Stil* und unserem *Auftreten* fragen und uns vor Ungeduld, vor überzogenen Ansprüchen und vor der Verkrampfung in eine erste Bitterkeit warnen. Wir müssen noch weiter als bisher von großen und bitteren Worten weg zu nüchternen Einsichten in die Lage der Kirche, zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklungen und Zusammenhänge, zu sachlicher Kritik, zu begründeten Vorschlägen und vor allem zu durchdachten, wirksamen Taten kommen. Wir sind es sowohl den anderen Gruppen des kirchlichen Lebens als auch unserer Arbeit selbst schuldig, auf Fairneß zu achten¹¹, die Schwierigkeiten der Verständigung nicht unnötig zu vergrößern, uns auf diejenigen einzustellen, mit denen wir es zu tun haben, und den jeweiligen Gesprächspartnern Zeit zur Überlegung und zur Verarbeitung der Anregungen zu geben.

So recht Sie mit Ihren Anfragen zu unserem Stil haben, so ergänzungsbedürftig scheint uns das Bild, in das Sie Ihre Überlegungen zu dieser Frage einzeichnen. Zweifellos spielt der Unterschied zwischen den Generationen und ihrer Gangart eine Rolle und sollte von uns noch besser beachtet werden. Doch scheint es in den Auseinandersetzungen zwischen Kirchenleitung und Priestergruppen nicht in erster Linie um einen Konflikt zwischen „Alten“ und „Jungen“ zu gehen. Es sind ja oft gerade die Suchenden und Forschenden unter den „Alten“, denen wir entscheidende Anstöße im Bereich der Gemeindegearbeit und der Theologie verdanken. Und nicht wenige gerade unter den „Ältesten“ begleiten unsere Bemühungen mit Wohlwollen und gestehen uns das Recht zu, in einer gewandelten Situation neue Wege einzuschlagen. Auch sind die Mitglieder der Priestergruppen in ihrer Mehrzahl wohl kaum zu den ganz „Jungen“ zu rechnen. Viele sind zwischen dreißig und vierzig Jahre alt und seit mehreren Jahren in der Gemeindegearbeit tätig. Ob diejenigen, die in den nächsten Jahren ordiniert werden, sich eher mit den Zuständen zufriedengeben oder unsere Arbeit weiterführen, muß sich erst noch herausstellen.

¹⁰ K 28.

¹¹ Mit Recht bezeichnen Sie in Anm. 8 Ihres Briefs die Veröffentlichung des Gesprächs vom Vorabend unserer Tagung in Rom als unfair. Mitglieder der deutschen Delegation versuchten damals vergeblich, dafür zu sorgen, daß die getroffenen Absprachen eingehalten wurden.

Der Ton unserer Äußerungen und der Stil unserer Aktionen lassen sich vielleicht besser verstehen, wenn man zusätzlich zum Generationenproblem noch einige andere Faktoren in Betracht zieht, die die gegenwärtige Situation der katholischen Kirche in der Bundesrepublik bestimmen. Um zu zeigen, wie sehr wir es der Kirche und damit auch den Bischöfen schuldig sind, weiterhin offen und eindeutig zu reden und unbeirrt zu handeln, möchte ich auf drei dieser Faktoren wenigstens hinweisen.

Die gegenwärtige kirchliche Sprache enthält von ihrer Geschichte und ihrem sozialen Zusammenhang her Worte, die vieldeutig und unglaublich sind. Deshalb meiden wir solche Worte. Wenn z. B. ein niederländischer Bischof, ein Mitglied der deutschen Bischofskonferenz und ein Nuntius von Kollegialität reden, lassen dann nicht ihr jeweiliges Verhalten und Tun darauf schließen, daß diese drei Männer etwas anderes meinen? Zwar nennen sich viele Gruppen noch „Priestergruppen“. Trotzdem gebrauchen wir das Wort „Priester“ nur unter Vorbehalt. Bezeichnungen wie „Laie“ und „Priester“ werden uns fremd, obwohl „Gemeindeleiter“ untheologisch und „ordinierter Christ“ noch ungewohnt klingen. Aber schwingen nicht im Wort „Priester“ ein nicht mehr gegebener sozialer Zusammenhang, eine im Zerfall befindliche Rolle, ein nicht mehr tragfähiges Amtsverständnis mit? Manche Vertreter des Kirchensystems sprechen viel vom Dialog. Sie führen ihn nicht und scheinen auch nicht zu bemerken, daß sie ihn gar nicht führen können, solange sie an ihrer bisherigen Rolle festhalten. Bezeichnet das Wort „Dialog“ unter diesen Umständen mehr als die Tatsache dieses falschen Bewußtseins? Kirchlich nicht übliche Worte wie „Demokratisierung“ und „Solidarität“ klingen unbescheiden und besserwisserisch. Aber können wir ohne weiteres einfach die kirchliche Sprache weiter benutzen, wo sie Blickverengungen und Selbsttäuschungen aufrechterhält?

Die Kirche in der Bundesrepublik ist in Gefahr, in Sackgassen zu geraten. Unsere Gesellschaft wird sich in diesem Jahrzehnt tiefgreifende Reformen auf vielen Gebieten – Einkommens- und Steuerverteilung, Mitbestimmungsprobleme in den Unternehmen, Schule, Hochschule und berufliche Weiterbildung, Krankenhaus, Städtebau, Raumordnung und Umweltgestaltung – zumuten müssen. Das bedeutet, daß die Menschen wacher, offener, kenntnisreicher, sachlicher und kooperationsfähiger werden müssen. Versuche, das Bewußtsein breiter Schichten unserer Bevölkerung in diesem Sinn zu verändern, werden immer dringlicher, vielleicht aber auch immer schwieriger werden. Ob es möglich sein wird, die Entwicklung der Produktionsverfahren, der Konsumgewohnheiten, der Formen des Zusammenlebens so zu steuern, daß viele Menschen unabhängiger und zugleich engagierbarer werden, ist offen. Jedenfalls aber werden alle Gruppen der Gesellschaft in wachsendem Maß voneinander abhängig werden. Die Kirche ist eine solche Gruppe. Welche Rolle soll sie nach Meinung ihrer jetzigen Leiter in der in Gang befindlichen Entwicklung spielen? Werden die kirchlichen Führungskräfte sich auf den Versuch beschränken, die Volkskirche organisatorisch und in ihrer gesellschaftlichen Position zu erhalten? Durch hinhaltende Verteidigung wichtiger Positionen wie z. B. der jetzigen Kirchensteuerregelung und des konfessionellen Religions-

unterrichts an staatlichen Schulen, durch Zugeständnisse an die noch kirchlich interessierten „Laien“, durch organisatorische Auffächerung der kirchlichen Dienste ließe sich das vielleicht noch zehn oder zwanzig Jahre lang machen. Was durch Maßnahmen dieser Art wenn nicht beschleunigt, so doch zumindest nicht aufgehalten würde, wäre das, was sich derzeit anbahnt: Der Auszug der jungen Erwachsenen und der Intelligenz, der Zerfall des Kontakts zwischen den verschiedenen Gruppen des deutschen Katholizismus, die Ausbreitung allgemeiner Kirchenverdrossenheit und der Rückgang der Nachfrage nach kirchlichen Dienstleistungen. Sollte jenes Rezept, das Sie, verehrter Herr Professor Rahner, aus dem Mund deutscher Bischöfe gehört haben, allgemein zur Anwendung kommen, dann könnte das zur Ausblutung des deutschen Katholizismus und zur Rückbildung der Kirche auf eine größere Sekte führen. Diese Sekte wäre kaum noch in der Lage, gesellschaftlich wirksam für die Sache Jesu einzutreten. Sie diene wohl eher zur Dekoration mancher Bereiche des öffentlichen Lebens, vielleicht zu politisch und gesellschaftlich Schlimmerem. Angesichts dieser Gefahr des Sich-krank-Schrumpfens sehen wir uns verpflichtet, eindringlich zu reden und entschieden zu handeln. Wir müssen im Rahmen unserer Möglichkeit dazu beitragen, daß es nicht so kommt.

Eine wachsende Zahl von Katholiken glaubt, die Mitarbeit und Mitgliedschaft in der Kirche, wie sie jetzt ist, nicht mehr verantworten zu können. An die Stelle der Resignation und der inneren Emigration wird in den kommenden Jahren vielleicht immer häufiger der Kirchenaustritt treten. Wer sich darauf beschränkt, aus der Kirche auszutreten, überläßt sie ihrem jetzigen Zustand. Zwar verändert sein Schritt die Kirche wenigstens mittelbar, aber wer austritt, verzichtet damit auf Möglichkeiten unmittelbarer Einflußnahme. Wir versuchen einen anderen Weg zu gehen, weil wir dazu beitragen wollen, daß die Kirche zu ihrem Dienst am Evangelium und damit an den Menschen frei wird. Wir arbeiten kritisch mit, ohne uns dem derzeitigen System zu verschreiben und mit ihm zu identifizieren. Wir überlassen unsere Kirche nicht jener Geisteshaltung und jenen Strukturen, die es ihr gegenwärtig schwer machen, Kirche Jesu Christi zu sein. Durch unsere Mitarbeit gehen wir freilich das Risiko ein, die Lebenszeit dessen eher noch zu verlängern, was der Änderung bedarf. Dieses Risiko ist ein weiterer Grund dafür, nicht mit Worten zu protestieren oder Opposition zu spielen, sondern überlegt, verantwortlich und wirksam zu handeln.

Mit diesem Hinweis auf die kirchliche Situation und die Funktion der Priestergruppen haben wir der Sache nach bereits bejaht, was Sie über die Aufgaben der Gruppen sagen. In meinem Januar-Artikel bin ich auf diese Aufgaben und auf die praktische Arbeit der Gruppen nicht eingegangen, weil es mir lediglich um den Zusammenhang ging, in dem man diese praktische Tätigkeit sehen sollte. So sehr die Lage der Kirche als solche den Horizont dieser Tätigkeit ausmacht, so eng begrenzt sind unsere praktischen Möglichkeiten und Aktionsabsichten. Sowohl die Basiserklärung der Arbeitsgemeinschaft von Priestergruppen in der Bundesrepublik Deutschland als auch die

auf der Delegiertenkonferenz europäischer Priestergruppen in Rom verhandelten Texte formulieren zwar Zielvorstellungen im Blick auf die gegenwärtige kirchliche Situation, verzichten jedoch bewußt auf langfristige Aktionsprogramme und umfassende Pläne. Wir haben weder die nötige freie Zeit noch das erforderliche Geld noch die notwendige Zahl von Mitgliedern, um langfristige große Reformvorhaben vorzubereiten und auszuführen. Wir wissen, wie dringend viele Bereiche kirchlichen Lebens solcher langfristiger, durchdachter und planmäßiger Umgestaltung bedürfen. In diesen Dingen mehr als Anstöße zu geben, übersteigt unsere Kräfte. Wir meinen zwar, nicht ohne reflektierte Zielvorstellungen arbeiten zu können¹². Aber wir sind nicht in unsere Zielvorstellungen vernarrt, sondern versuchen zu sehen, was unmittelbar nötig und möglich ist. Wir sind wie Sie der Meinung, daß wir uns mit ganz bestimmten Aufgaben befassen müssen, die aus unserer Gemeinde- und Seelsorgserfahrung erwachsen. Ausschlaggebend für diese Einstellung sind die Gründe, die Sie anführen: Unsere Arbeit muß so einsichtig und anziehend sein, daß wenigstens ein Teil unserer Kollegen sich an ihr beteiligt. Möglichst viele Mitglieder der Gruppe müssen ihre Fähigkeiten einbringen und praktisch mitarbeiten können. Unsere Arbeit muß Auswirkungen in den Gemeinden, den regionalen und diözesanen Räten, in den Ordinariaten, in der Kirchenpresse, in der Öffentlichkeit der Diözese und beim Bischof haben.

Die praktische Arbeit der einzelnen deutschen Priestergruppen und ihrer Arbeitsgemeinschaft liegt auf der Linie der von Ihnen genannten *Einzelthemen*. Es ist hier wohl nicht nötig, aufzuzählen, was jede der diözesanen Gruppen sowie die Arbeitsgemeinschaft seit ihrer Gründung im einzelnen getan hat. Vor allem die ersten Punkte Ihrer Themenliste nennen Dinge, mit denen wir uns befassen: Vorarbeiten und Impulse zur Thematik der deutschen Synode, Ökumene (vor allem Probleme der ökumenischen Ehe), Strukturwandel des Gemeindelebens (Gebietskirche, Teampfarrei, Aufgliederung und Verteilung der Verantwortung, Bildung informeller Arbeitskreise in den Gemeinden, Erwachsenenbildung), Wandel des Amtsverständnisses und der Gemeindeleitung, Probleme des Bußsakraments, der Firmung und der Kindertaufe, Strukturfragen der Diözese (Befugnis und Arbeitsweise des Diözesanrats, Wahl und Amtszeitbegrenzung des Bischofs). Ein Thema, das zusätzlich genannt zu werden verdient, ist die Bemühung um Information über Gemeinden und Pfarrer in Spanien und Portugal und der Versuch, diese Christen in ihrer schwierigen Situation zu unterstützen. Einige Aufgaben Ihrer Liste sind bereits so umfassend, daß wir glauben, sie von vornherein nur zusammen mit möglichst vielen anderen Gruppierungen – Arbeitskreisen für ökumenische Ehe, Studentengemeinden, überregionalen Impulsgruppen, Reformbewegungen innerhalb der evangelischen Kirche – anpacken zu können. Dazu gehören Versuche, die Verantwortung für die Dritte Welt bewußter zu machen und etwas für Ob-

¹² Vgl. K 98.

dachlose, Gastarbeiter, Kriegsdienstverweigerer und andere Minderheiten unserer Gesellschaft zu tun.

Ob die Priestergruppen im Sinn ihrer Zielsetzung zu grundlegenden Veränderungen des kirchlichen Bewußtseins und der Kirchenstrukturen werden beitragen können, hängt davon ab, wie sachlich, wie gezielt, wie einfallsreich, wie fair und wie wirksam jede einzelne Gruppe in ihrer Diözese, im Kontakt mit anderen Gruppen, mit den Räten, dem Ordinariat und dem Ortsbischof arbeitet. Internationale Delegiertenkonferenzen und überdiözesane Zusammenkünfte können das Bewußtsein verändern und Impulse geben. Ob sich dann wirklich in den Gemeinden und beim Bischof und seinen Mitarbeitern etwas ändert, das entscheidet – soweit es in der Hand von Basisgruppen liegt – die konkrete Arbeit der einzelnen Gruppe.

Zwei Ihrer weiteren Feststellungen möchten wir hier noch eigens hervorheben und unterstreichen. Sie betreffen das Problem der *Institutionalisierung* und die Notwendigkeit der *Zusammenarbeit* zwischen *Fachtheologen* und Priestergruppen.

Die Probleme, mit denen wir uns befassen, sind erst dann gelöst, wenn die Neuregelung institutionalisiert ist. Und da ihre Lösung davon abhängt, daß die Kirche sich auf die Veränderbarkeit ihrer selbst einläßt, muß auch diese Veränderbarkeit selbst institutionalisiert werden. Damit ist gesagt: das soziale System muß sich in seinen Einrichtungen, seinem Recht, seinen Verfahrensweisen so ändern, daß diese Institutionen Veränderungen nicht behindern, sondern freigeben und sichern, wo ihre Aufgabe und die Situation der Kirche es erfordern. Um das in Gang zu bringen, bedarf es der Bildung von Meinungs- und Impulsgruppen, von innerkirchlichen Fraktionen. Diese Gruppen müssen organisiert, deutlich profiliert und öffentlich wirksam sein. Diese Fraktionsbildung führt als solche weder zum Zerfall der Kirche noch gar zur Anarchie. Sie ist eine notwendige Bedingung künftiger Problemlösungen. Die Priestergruppen können sich folglich nicht damit begnügen, ihre Mitarbeit anzubieten und Vorschläge zu machen, wo man ihnen die Narrenfreiheit gibt, eben auch etwas sagen zu dürfen. Sie müssen vielmehr darauf achten, Mitarbeit nur da anzubieten und zu leisten, wo sie auch mit darüber entscheiden können, was aus ihren Anregungen und Vorschlägen wird.

Meinungsgruppen werden immer in Gefahr sein, „Gründe“ für vorweg gefaßte Meinungen zu suchen. Die Priestergruppen wollen nicht ideologisch blenden, sondern theologisch begründet argumentieren. Sie sind also darauf angewiesen, daß Fachleute, vor allem Theologen und Gesellschaftswissenschaftler, sie informieren, berichtigen und durch ihren Rat unterstützen. Das gilt nicht nur für das Problem der nur mehr partiellen Identifikation vieler Katholiken mit der offiziellen Kirche, auf das Sie gegen Ende Ihres Briefs hinweisen, auf das wir in dieser Antwort aber nicht mehr eingehen können, weil das den Rahmen dieses Briefs sprengen würde. Es gilt für alle grundlegenden Fragen, die in unserem Meinungsaustausch zur Sprache kamen. Theologische Reflexion und praktische Erfahrung der Gemeindegarbeit müssen füreinander fruchtbar gemacht werden. Deshalb scheint uns eine Zusammenarbeit zwischen Fachtheologen

und Priestergruppen dringend erforderlich. Nur wenn die Basisgruppen im Kreis der Fachtheologen Partner für eine solche Zusammenarbeit finden, werden sie dazu beitragen können, daß das Evangelium unverfälscht, also unter der Perspektive der Sache Jesu verkündet wird.

Sehr verehrter Herr Professor Rahner, Sie haben uns in Ihrem Brief auf Chancen aufmerksam gemacht, die unsere Arbeit hat. Dafür möchte ich Ihnen im Namen meiner Freunde nochmals herzlich danken. Wir wollen versuchen, das uns Mögliche zu sehen und zu tun – zur Besinnung auf die Sache Jesu und zur Ausbreitung christlicher Freiheit. Wir sind gewiß, daß Sie uns weiterhin durch Ihre Kritik und Ihren Rat helfen werden. Es ist gut, zu wissen, daß Sie uns bei unseren Bemühungen freundschaftlich verbunden bleiben wollen. In Dankbarkeit Ihr

Klaus Schäfer